Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse

Band: 29 (1949)

Heft: 2

Artikel: Ludwig Ross und Wilhelm Vischer : zu einem Gelehrten-Briefwechsel aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

Autor: Vischer, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-77013

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ludwig Ross und Wilhelm Vischer *

Zu einem Gelehrten-Briefwechsel aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

Von *Eduard Vischer*

I.

Schlagen wir die Geschichten der Philologie oder die der Erforschung der Altertumsgeschichte auf, so finden wir die Namen von Ludwig Ross [1] und Wilhelm Vischer [2] nur ganz am Rande

---

*) Die nachfolgenden Ausführungen waren Gegenstand eines Vortrages in der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel (20. Januar 1947).

[1] Von Ludwig Roß sind vornehmlich die folgenden Publikationen zu nennen:

Reisen auf den griechischen Inseln des Ägäischen Meeres. 3 Bde., Stg. u. Tüb. 1840—1845 (Neuausgabe: Klassiker der Archäologie, in Neudruck herausgegeben von F. Hiller von Gärtringen, G. Karo, O. Kern, C. Robert, Bd. 1, Halle 1912). — Hellenika. Archiv archäologischer, philologischer, historischer und epigraphischer Abhandlungen und Aufsätze. Halle 1846 (nur zwei Hefte erschienen). — Wanderungen in Griechenland im Gefolge des Königs Otto und der Königin Amalie. Mit besonderer Rücksicht auf Topographie und Geschichte. 2 Bde., Berl. 1851. — Archäologische Aufsätze. Erste Sammlung Lpz. 1855, zweite Sammlung 1861 (mit einer biographischen Würdigung von Karl Keil). — Erinnerungen und Mitteilungen aus Griechenland. Mit einem Vorwort von Otto Jahn. Berl. 1863. — Vgl. auch Anm. 7.

L. R.'s Briefnachlaß wird im Archäologischen Museum Robertinum in Halle gesammelt. Für die Beschaffung von Photokopien der Vischer'schen Briefe unter den erschwerenden Bedingungen der Kriegszeit, sowie für die Abdruckserlaubnis schulden wir Herrn Prof. Dr. Herbert Koch in Halle a. S. warmen Dank.

Nach Keil und Jahn hat sich über Ludw. Roß geäußert: Carl Robert. Zum Gedächtnis von Ludwig Roß. Rektoratsrede Halle, Berlin 1906 (war in der Schweiz nicht aufzutreiben).

[2] Vischers wissenschaftliche Aufsätze liegen in den «Kleinen Schriften»

oder gar nicht erwähnt. Ross lebt höchstens in den engeren archäologischen Zirkeln weiter durch seine «Inselreisen», die in unserem Jahrhundert in der Reihe der «Klassiker der Archäologie» die Ehre eines Neudruckes erlangten, der Name Vischers aber ist durch dessen Verbindung mit der Basler Professur Nietzsches vor der völligen Vergessenheit bewahrt.

Der Briefwechsel, von dem hier die Rede sein soll, ist zunächst geeignet, auf die beiden Briefschreiber einiges neues, helles Licht zu werfen. Er mag im fernern neu aufmerksam machen auf

---

gesammelt vor: Kleine Schriften, Bd. 1: Historische Schriften, herausgegeben von Heinrich Gelzer, Lpz. 1877, 615 S., Bd. 2: Archäologische und epigraphische Schriften, hgg. von Achilles Burckhardt (mit Lebensbild von Aug. von Gonzenbach und Verzeichnis der Publikationen), Lpz. 1878, 669 S. Außerdem sind zu nennen: Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland, Basel 1857. — Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529, Bas. 1860. — Lucas Legrand, ein Gelehrtenbild aus dem 18. Jahrhundert. Nebst einer Beilage, enthaltend einen Briefwechsel zwischen Legrand und Chr. G. Heyne, Bas. 1862. — Endlich mag erwähnt werden, daß W. V. 1851 und 1874 mit selbständigen Publikationen in die Debatte über die Eidgenössische Universität eingegriffen hat.

Die an V. gerichtete Korrespondenz findet sich geordnet und katalogisiert in dem bis jetzt nicht zugänglichen Archiv der Familie Vischer in Basel. Die Briefe Vischers an Rauchenstein werden auf dem Aarg. Staatsarchiv in Aarau, die in diesem Zusammenhange nicht benutzten Briefe V.'s an Meyer-Ochsner auf der Zürcher Zentralbibliothek aufbewahrt.

Über W. V.: Zum Andenken an Herrn Professor Wilhelm Vischer, des Rats [Leichenrede mit Personalien und Gedächtnisreden], Bas. 1874. — Ach. Burckhardt (in: 7. Jahresheft des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer, Aar. 1875, und in: Anz. f. schweiz. Geschichte, N.F. II, 1874). — A. v. Gonzenbach (in: W. V., Kleine Schriften II). — Th. Burckhardt-Biedermann (in: A.D.B. 40). — In neuerer Zeit: Joh. Stroux, Nietzsches Professur in Basel, Jena 1925. (Als Ergänzung zu Stroux neuestens: Ein Schweizer Studentenbrief über den jungen Nietzsche. Mitgeteilt von Felix Staehelin. Neue Schweizer Rundschau 1948/49, S. 377—380.) — Eberhard Vischer (in: Die Familie Vischer in Colmar und Basel, Bas. 1933, S. 175 ff.). — Eduard His (in: Basler Gelehrte des 19. Jahrhunderts, Bas. 1941). — Paul Schmitt (in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 1189 und 1206 vom 28. und 31. Juli 1942 unter dem Titel: «Außenpolitik, Parteienkampf und Ethos im antiken Athen». — Werner Kaegi (in: Jacob Burckhardt. Eine Biographie. I, Bas. 1947, S. 332 ff.). Die eindringende Würdigung Kaegis wurde dem Verfasser dieser Studie erst nach Abschluß seiner Arbeit bekannt.

bedeutende Partien der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, die nicht mehr dem allgemeinen Bewußtsein angehören.

Zwei Problemkreise sind es, ineinander verschlungen zudem, die in unseren Briefen aufscheinen: Das Problem des «Aufbaues der Geschichte» und die Frage nach dem Wesen der «Historischen Kritik».

Einstmals, im Gefolge Augustins, ja letztlich einerseits Daniels, anderseits Herodots, war es selbstverständlich gewesen, die Geschichtsentwicklung von Vorderasien, Ägypten und Palästina hinüber zu den Griechen und weiter laufen zu sehen. Das 18. Jahrhundert hatte hier, wie Werner Kaegi vor einigen Jahren eindrücklich gezeigt hat, wesentliche Modifikationen gebracht[3]. Die Geschichtsanschauung realisierte damals die Entdeckungen des 16. Jahrhunderts, bezog also insbesondere den fernen Osten in ihr Bild ein und ließ dementsprechend das altüberkommene Geschichtsbild verblassen. Das 19. Jahrhundert brachte die Indogermanistik, die den Blick ebenfalls nach Osten, wenn nicht so weit, so dafür umso intensiver, richten ließ. Und dieses ost-westliche Bild vom Ablauf der Weltgeschichte war es ja auch, das ein Hegel seinem geschichtsphilosophischen Denken zugrunde legte.

Nun aber wurden seit 1822 die Hieroglyphen entziffert. Die Ägypter traten unversehens in helles Licht, Verwandtschaften zwischen ägyptischer und griechischer Kultur wurden erschaut, und bei manchen erfolgte auf Grund des neuen Materials offenbar eine Rückkehr zu einem verfeinerten, modernisierten augustinischen Bild vom Aufbau der Geschichte. Innerhalb des Geschichtsbildes war nun nicht nur für die klassische Philologie, sondern für die Gebildeten überhaupt besonders wichtig die Stellung, die dem Griechentum zukam. Sollten die Griechen als Söhne der Indogermanen, als Originalgenies, oder endlich als Erben Ägyptens und des vorderen Orientes begriffen werden? Heute ist man sich wohl darüber einig, daß sie das alles sind, und daß es sich nur darum handeln kann, die Gewichte richtig zu verteilen. Im engsten Zusammenhange mit diesen Problemen steht die Frage nach dem

[3] Werner Kaegi, Voltaire und der Zerfall des christlichen Geschichtsbildes (Corona VIII, 76 ff., jetzt: Historische Meditationen I, 1942, S. 221 bis 248).

Alter der griechischen Kultur, nach der richtigen Abgrenzung von Geschichte und Vorgeschichte. Vor hundert Jahren war der Streit zwischen den verschiedenen Richtungen noch im Flusse; ein Blick in die gelehrten Zeitschriften der Jahrhundertmitte läßt erkennen, wie intensiv er geführt wurde. Dabei ist zu bedenken, daß der gelehrten Kombination als Grundlage die alten Autoren und eine noch nicht voll entwickelte und übersehbare Denkmalkunde und Epigraphik dienten. Die Kombination bewegte sich freier, oder sie stieß rasch an ihre Grenzen. Der eine zog die ahnende Deutung zu Hilfe, der andere sprach bald das «non liquet» aus. Jedenfalls waren damals die Hilfsmittel, die heute die Sprachwissenschaft, die Prähistorie, Altorientalistik und Archäologie, die Religionswissenschaft und Literaturgeschichte dem Darsteller dieser Geschichtsbereiche an die Hand geben und ihn entweder zu gesicherten Resultaten oder doch zu vertretbaren Hypothesen führen, damals noch kaum vorhanden. Weder hatten die Ausgrabungen Schliemanns und seiner Nachfolger die mykenische Epoche erhellt, noch war gar Kreta in das helle Licht der Geschichte getreten, und über die vorgriechische, jetzt als «kleinasiatisch» bezeichnete Ur-Bevölkerung Griechenlands war vollends schlechthin nichts auszumachen. Das Entsprechende gilt von allen anderen damals diskutierten Fragen. Wir glaubten, ein für alle Mal auf diesen Umstand hinweisen zu sollen. Wenn wir in der Folge auf eine der damals geführten Diskussionen eingehend zu sprechen kommen werden, so werden wir uns darauf beschränken, zu referieren, ohne auch nur den Versuch zu machen, jeweilen von der Höhe — der Handbücher — des 20. Jahrhunderts herab in das Gespräch einzugreifen. Endlich: Die soeben aufs knappste umrissenen Fragen blieben nicht ein Reservatgebiet der Philologen. In raschem Zugriff wurde vielmehr versucht, zu geschichtsphilosophischen Folgerungen fortzuschreiten. So war Eduard Maximilian Röth[4] auf Grund seiner Studien zu der Überzeugung gekommen, «daß die Wurzeln unserer heutigen Erkenntnisse nicht in Indien und China,

---

[4] E. W. Röth lebte von 1807—1858. Er war Professor der Philosophie und des Sanskrit in Heidelberg. Seine Philosophiegeschichte erschien im Jahre 1846 in Mannheim.

sondern vielmehr in den Lehren der Ägypter und Zoroasters zu suchen seien. Diesen Grundgedanken führte Röth in seiner «Geschichte der abendländischen Philosophie» aus, in der der «Griechische Glaubenskreis» unter den «Abkömmlungen des ägyptischen Glaubenskreises» behandelt ist (Bd. I, S. 278 ff.). Ungefähr gleichzeitig forschte und schrieb der gelehrte preußische Diplomat Chr. C. Josias von Bunsen über «Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte». Bunsen lehnte Röths Thesen ausdrücklich ab. Aber auch ihm war es ein großes Anliegen, die Besitzergreifung Ägyptens durch die philologische und historische Wissenschaft, der damals gerade in Deutschland, abgesehen von Richard Lepsius, auf den sich Bunsen vielfach stützte, noch mit skeptischer Zurückhaltung begegnet wurde, geschichtsphilosopisch zu bewältigen. Insbesondere lag ihm daran, von den ägyptischen Daten aus eine neue Chronologie der Weltgeschichte zu gewinnen[5]. Manche allzuschnellen und allzukühnen Hypothesen, die oft nicht einmal als solche, sondern als unumstößliche Wahrheit vorgetragen wurden, mußten dem besonnenen Forscher Bedenken einflößen und ihn zu neuer Überprüfung und Sicherung seiner Positionen, wie insbesondere auch der kritischen Methode, die sein Handwerkszeug bildete, führen. Das Jahr 1857, in das unser Briefwechsel fällt, bedeutete nun für diese Auseinandersetzungen einen gewissen Einschnitt, begannen doch gerade damals die beiden repräsentativen deutschen Darstellungen der griechischen Geschichte der Jahrhundertmitte, wie auch das «bedeutendste Werk über die griechische Religionsgeschichte im Ganzen, welches das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat», zu erscheinen. Max Duncker, Ernst Curtius und Friedrich Gottlieb Welcker setzten

---

[5] Christian Carl Josias von Bunsen (1791—1860), der Nachfolger Niebuhrs in Rom, nachmals preußischer Gesandter bei der Eidgenossenschaft wie in London, begann sein Werk in Rom, setzte im Januar 1841 in Bern zu einer völlig neuen Bearbeitung an und ließ die ersten drei Bände 1844 und 1845 bei Perthes erscheinen. Die beiden Schlußbände erschienen erst nach dem Abschluß der Londoner Mission in den Jahren 1856 und 1857. — Über Bunsen geben Herzog-Hauck und die A.D.B. Aufschluß. Fueters Geschichte der Historiographie erwähnt ihn nicht. Eine neuere Monographie fehlt.

sich auf ihre Weise auch mit den hier aufgeworfenen Problemen auseinander und gaben der Diskussion neue Nahrung [6].

II.

In solchen Zusammenhängen steht die wissenschaftliche Diskussion zwischen Ludwig Ross und Wilhelm Vischer, die uns in dieser Studie beschäftigen soll. Bevor wir uns ihr vollends zuwenden, ist ein knappes Bild von den beiden Gesprächspartnern zu entwerfen.

Ludwig Ross entstammt einem schottischen Geschlechte [7]. 1806 geboren, wuchs er als Holsteiner in ländlicher Umgebung auf. Sein Vater Colin Ross, der Sohn eines hamburgischen Arztes, bewirtschaftete ein kleines, zwischen Seen und Hügeln anmutig gelegenes Gütchen: Altekoppel im Kirchspiel Bornhöved. Otto Jahn, Rossens Freund und Biograph, sieht die holsteinische Zähigkeit im Festhalten an alter Erfahrung und Überlieferung auch in dem Gelehrten Ross wirksam. Seine philologische Ausbildung empfing Ross bei Twesten, Dahlmann und Nitzsch in Kiel; ein Leipziger Semester unter Gottfried Hermann schloß sich einige Jahre später an. Seit 1832 finden wir ihn in Griechenland, wo er erst in der Denkmalpflege, dann als Professor an der Uni-

---

[6] Die beiden ersten Teile von Dunckers Griechischer Geschichte erschienen 1856 und 1857, Ernst Curtius' I. Band 1857. Vgl. W. Vischer, Über die neueren Bearbeitungen der griechischen Geschichte, Neues Schweiz. Museum I (1861), 109—129 (Kl. Schr. I, 511 ff.). — F. G. Welcker (1784 bis 1868) ließ nach vierzigjährigen Vorarbeiten 1857 den ersten Band seiner «Griechischen Götterlehre» erscheinen. Das oben wiedergegebene Urteil stammt von Otto Gruppe (Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte, Lpz. 1921, S. 219).

[7] Die Ausführungen über Rossens Entwicklung entstammen vornehmlich der in Anm. 1 verzeichneten Vita von O. Jahn; die wörtlichen Zitate sind alle Jahns Ausführungen entnommen. — Rossens Ansichten über die lateinische Sprachgeschichte finden sich in den folgenden beiden Schriften des Autors niedergelegt: Italiker und Graeken. Sprachen die Römer Sanskrit oder Griechisch? In Briefen an einen Freund. Halle 1858. — Italiker und Graeken. Lateinisch ist Griechisch. Halle 1859. Diese beiden Publikationen finden sich in den Arch. Aufs. nicht abgedruckt.

versität Athen tätig war. Bei aller intensiven Beschäftigung mit der griechischen Kunst scheint ihn von Anfang an mehr das kulturhistorische als das rein künstlerische Interesse geleitet zu haben. Als Archäologe und Epigraphiker, durch seine « Inselreisen » und seine « Königsreisen », vornehmlich auch als gelehrter Perieget hat sich Ross früh einen Namen gemacht. Als er 1843, infolge revolutionärer Ereignisse wie die meisten anderen Ausländer seiner Stelle entsetzt, nach Halle berufen wurde, brachte er neben der üblichen philologischen Schulung und Betätigung Voraussetzungen mit, wie sie den damaligen Vertretern der Altertumskunde gemeinhin abgingen. Wie Niebuhr den römischen, so hatte er den griechischen Boden aus jahrelanger Vertrautheit kennen gelernt. Doch blieben Ross in der Folge größere Werke versagt, da ihn früh eine unheilbare, äußerst schmerzhafte Krankheit befiel.

Frühzeitig war sich Ross des Gegensatzes zu der vorherrschenden wissenschaftlichen Richtung seiner Tage bewußt geworden. Nicht nur hatte er in Leipzig durch « das entschiedene Mißtrauen, womit er jeder Vermutung entgegentrat », seinen Gegensatz zu der Richtung Gottfried Hermanns bekundet. Schon seit seiner Kieler Studentenzeit, wo er die Polemik seines Lehrers Nitzsch gegen F. A. Wolf in bezug auf das Alter der Schrift aus nächster Nähe miterlebt hatte, muß auch der weit wichtigere große Gegensatz, der dann den reifen Mann erfüllte, in ihm Wurzel gefaßt haben. Als er nun aus Griechenland, « wo er ganz isoliert für sich geforscht hatte », zurückkehrte, fand er sich vollends den deutschen philologischen und historischen Methoden und Auffassungen nicht nur entfremdet, sondern geradezu verfeindet.

Ein Jahr nach Antritt seiner Hallenser Professur hat er seine abweichenden methodologischen und sachlichen Ansichten im Vorwort seiner « Hellenika » konzentriert entwickelt.

Ludwig Ross lehnte die klassizistische Richtung ab. Er schätzte die Verbindung der Griechen mit Ägypten für außerordentlich eng ein, setzte den Beginn der griechischen Kultur sehr früh an. Auf der anderen Seite leuchteten ihm die indogermanischen Zusammenhänge nicht ein. In den schlaflosen Schmerzensnächten seiner jahrelangen Krankheit hing er immer und immer

wieder den Gedanken nach, die ihn schon auf seinen einsamen jugendlichen Ritten durch Griechenland beschäftigt hatten. Einen Gedanken des alten Dionys von Halikarnass aufnehmend, kam er so in seinen letzten Schriften etwa zu dem verblüffenden Resultat, daß das Lateinische so, wie die romanischen Sprachen verderbtes Latein sind, nichts anderes als verderbtes Griechisch sei. Nicht nur aber in seiner Ablehnung der Indogermanistik und nicht nur in der Weise, daß er auf dem modernen Wege über die Ägyptologie gewissermaßen das augustinische Geschichtsbild restituierte, sondern auch in der Haltung, die er gegenüber der modernen « Historischen Kritik » einnahm, erwies er sich als « altgläubig ». Ross hatte in Griechenland vor den Monumenten selbst gestanden, hatte Gelegenheit gehabt, die neuen Lehren der Schule mit diesen zu konfrontieren. Ergebnis seiner Prüfung war, « in bei weitem den meisten Fällen den wesentlichen Inhalt der alten Überlieferung... als wohlbegründet anzuerkennen ». Friedrich August Wolfs Homerkritik lehnte er ausdrücklich ab. Und seine Einstellung zu Barthold Georg Niebuhr erinnert nicht nur in der Tatsache der Negativität, sondern auch in der Art der Argumentation durchaus an J. J. Bachofen. Ross sah Niebuhr als einen revolutionären Kopf an, dem es nur am Mut fehlte, seine umstürzlerischen Tendenzen auf dem Felde der Politik zu betätigen. Wir müssen es uns versagen, diese originelle, wenn auch u. E. letztlich nicht stichhaltige Charakterisierung Niebuhrs hier ausführlicher wiederzugeben. Wolf und Niebuhr gegenüber setzte der gelehrte Philologe und erfahrene Griechenlandkenner Ross althumanistische Tendenzen fort. Was die Alten schrieben, dem mußte eine Realität entsprechen. Diese Altgläubigkeit ist indessen keine schlechthinige; vor den biblischen Zeugnissen bewährte sie sich ihm nicht, wie denn, wie wir noch sehen werden, Rossens Haltung überhaupt nicht frei von Widersprüchen ist. Ohne näher darauf einzugehen, bemerken wir an dieser Stelle nur, daß wohl viel häufiger der reziproke Sachverhalt vorkommt, die Kombination nämlich von religiöser Altgläubigkeit mit extrem kritischer Haltung in Philologie und Geschichte.

Seine letzten Jahre — Ross starb 1859 — waren erfüllt von einer Reihe von Polemiken, in denen er diese seine abweichenden

Ansichten immer neu zum Ausdruck brachte; von der Erörterung von Einzelgegenständen aus wurde jeweilen doch rasch zu den zentralen Punkten vorgestoßen. Gegen C. F. Hermann richtete sich Rossens «Morgenland und Griechenland» von 1850, mit Welcker und Göttling setzte er sich 1853 über die Lage der Pnyx auseinander, gegen H. Hettner, der die Ansicht J. P. Fallmerayers, daß Athen vom 6.—11. Jahrhundert öde gelegen habe, wieder aufgenommen hatte, polemisierte Ross, ebenfalls 1853, über Fragen der Kulturkontinuität in Athen[8]. In keiner dieser Auseinandersetzungen aber hat sich Ross so offen geäußert wie in der brieflich ausgetragenen mit Wilhelm Vischer, die uns hier beschäftigen soll. Keine auch hat ihm wie seinem Gesprächspartner solches Vergnügen bereitet wie gerade diese.

Wir wissen nicht, ob die persönliche Beziehung der beiden

---

[8] Zur Auseinandersetzung mit C. F. Hermann:

L. Rossens Kontroverse gegen C. F. H.'s Ansicht von der ältesten griechischen Geschichte wurde als Antwort auf dessen Rezension der «Griechischen Königsreisen» R.'s (Zs. f. d. Altertumswissenschaft 1849, Sp. 137 ff.) niedergelegt in dem Aufsatz «Morgenland und Griechenland». Eine Gegenrede (in derselben Zeitschrift 1850, Sp. 1 ff. = Arch. Aufs. II, S. 1—52).

Die Polemik über die Lage der Pnyx wird durch die folgenden Schriften repräsentiert:

F. G. Welcker: Der Felsaltar des höchsten Zeus oder das Pelasgikon zu Athen, bisher genannt die Pnyx (eine in der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelesene Abhandlung), Berl. 1852. — C. W. Göttling: Das Pelasgikon und die Pnyx in Athen. Jena 1853. — L. Roß: Die Pnyx und das Pelasgikon in Athen. Zur Wahrung der Topographie von Athen gegen einige neuere Zweifel. Braunschweig 1853 (nur separat erschienen). — F. G. Welcker: Pnyx oder Pelasgikon (S.A. aus dem Rheinischen Museum), Bonn 1854 (diese Jahresangabe trägt das Separatum; in der Zeitschrift findet sich die Abhandlung erst im Jahrgang 1856, S. 30 ff.). — Mit Ausnahme der erstgenannten finden sich diese Schriften zusammen mit anderen einschlägigen Arbeiten in dem Sammelbande «Topographie von Athen u. a.» aus dem Nachlasse Vischers (Univ.-Bibl. Basel: Vischer 77).

Athen im Mittelalter:

J. P. Fallmerayer: Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? 1835. — H. Hettner: Griechische Reiseskizzen, 1853. — L. Roß: War Athen jemals vier Jahrhunderte lang verödet (Allgemeine Monatsschrift für Litteratur, Braunschweig 1853, S. 594—601 = Arch. Aufs. II, S. 113—123).

Gelehrten hinter das für Ross denkwürdige Jahr 1853 zurückgeht. Aus diesem Jahre liegen beidseitig die ersten brieflichen Zeugnisse vor. Ross schickte Vischer damals seine gegen Welcker gerichtete Abhandlung über die Lage der Pnyx und warb in einem gedruckten Zirkulare für eine von ihm geplante Ausgrabung in Olympia [9]. Diese Zusendungen fand Vischer vor, als er im August von seiner «an Genuß und Belehrung unendlich reichen, leider nur zu kurzen Reise durch Griechenland wieder in die Heimat zurückgekehrt war» [10].

Wilhelm Vischer stand, als er diese Reise unternahm, in der Vollkraft der Jahre. Er war 1808 geboren, war also zwei Jahre jünger als Ross. Sohn eines wohlhabenden Handelsmannes, des aus der Geschichte Basels tragisch bekannten Obersten Benedikt Vischer, hatte er seine Ausbildung von 1816—23 in Hofwyl empfangen und darnach in Basel, Genf, Bonn, Jena und Berlin studiert. Wie J. J. Bachofen war er der erste Akademiker seiner Familie. Unter seine Universitätslehrer durfte er B. G. Niebuhr, J. G. Welcker und A. Boeckh zählen. Bei aller Selbständigkeit in Zielsetzung und Lebensleistung blieb Vischer diesen Lehrern treu. Er darf wohl als der erste Vertreter der auf kritischer Grundlage arbeitenden umfassenden Altertumswissenschaft an der Universität Basel angesehen werden. Einer Freundeskorrespondenz mit dem nachmaligen Ratsherrn Adolf Christ entnehmen wir, daß er sich ursprünglich dem Studium der Rechte zugewendet hatte. Christ hatte gehofft, er werde ein gebildeter Staatsmann werden. Die in Hofwyl durch Kortüm, Theodor Müller und wohl auch Rudolf Rauchenstein empfangenen Anregungen haben ihn indessen doch nach kurzem Schwanken dem Studium der reinen Wissenschaft zugeführt [11]. Das schloß nicht

---

[9] cf. Anm. 8. — Betr. Olympia: Zur Ausgrabung von Olympia. Ein Vorschlag. Braunschweig 1853, 8 Seiten.

[10] Vischer an Roß: 5. Aug. 1853.

[11] Über V.'s Universitätslehrer sind in unserem Zusammenhang keine näheren Angaben nötig. A. v. Gonzenbachs «Lebensbild» entnehmen wir, daß unter den Hofwyler Lehrern «Kortüm [1788—1854, später Prof. der Geschichte in Basel, Bern und Heidelberg] als Lehrer der Geschichte und Theodor Müller [1790—1857] als Lehrer der griechischen Sprache großen Einfluß auf Vischers wissenschaftliche Ausbildung sowohl als auf seine ganze

aus, daß der Bürger des kleinen Stadtstaates gleich nach dem Antritt seiner Professur in den Großen Rat eintrat und an Verwaltung und Politik seines engeren Vaterlandes tatkräftig mitwirkte, in den letzten sieben Jahren seines Lebens sogar als Ratsherr und Leiter des gesamten Erziehungswesens, die Angelegenheiten des weiteren Vaterlandes aber wenigstens mit großer Anteilnahme verfolgte. Diese gewissenhafte Erfüllung der bürgerlichen Pflichten, zu denen diejenigen kamen, die er gegenüber der Antiquarischen Gesellschaft und der Altertumssammlung auf sich genommen hatte, hat ihn in den späteren Jahren ohne Zweifel daran gehindert, an die Ausarbeitung größerer Werke heranzugehen[12]. In den früheren Jahren muß sein staatsmännisches

geistige Entwicklung und seine Lebensziele geübt» haben (a. a. O., S. XIII). — Aus den Angaben, die wir über Rudolf Rauchensteins (1798—1879) Leben besitzen (vgl. besonders Franz Fröhlich im Programm der Aarg. Kantonsschule von 1880), geht hervor, daß Rauchenstein von 1821—1822 Lehrer in Hofwyl war. Wird es auch von A. v. Gonzenbach nicht ausdrücklich bezeugt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß R. zu Vischers Lehrern gehört hat. Die Korrespondenz der beiden Männer ist weitgehend erhalten. Vischer spricht sich Rauchenstein gegenüber mit großer Offenheit über seine politische Haltung in der Sonderbundskrise aus; später findet sich eine schöne Charakterisierung des jungen Nietzsche. Von den Erörterungen wissenschaftlichen Charakters abgesehen, belegt die Korrespondenz im übrigen vor allem die Bildungsbeziehungen zwischen dem Aargau und der Universität Basel, der der Basler Ehrendoktor Rauchenstein gerne seine Abiturienten zuführte. Auch für die aargauische Personengeschichte dürften diese Briefe mit den charakterisierenden Angaben über die von R. an V. empfohlenen jungen Männer nicht ganz unwichtig sein. Endlich ist in dem Briefwechsel auch die Frage der eidgenössischen Universität diskutiert.

[12] F. G. Welcker an Vischer, 7. Febr. 1859: ... «Ihr Museumsprogramm hat mir der treue Nicolovius übergeben. Daß Sie durch Ihre Anordnung und Behandlung dieser in ihrer Art schätzbaren Antiquitäten sich eine Bürgerkrone verdienen, ist klar. Ich wünschte jedoch, daß das Altertum in Basel Sie nicht zu viel abzöge von dem Athenischen, über das Sie so viel für weitere Kreise Ersprießliches ersinnen und sagen könnten». — Ein Jahre später (1860) erschien Vischers Universitätsgeschichte. Das umfangreichste, bis heute unvergessene (vgl. Kaegi, a. a. O., S. 336) gelehrte Werk Vischers gehört also nicht den Altertumsstudien an. Vischer war nur mit Widerstreben daran gegangen (v. G., S. XLIX). Wenn er es übernommen hat, so hat ihn offenbar auch hier das Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwesen bestimmt.

Wirken im Gegenteil seine wissenschaftliche Produktion gerade befruchtet haben. In diesen früheren Jahren überwogen bei Vischer, der in seiner Vorlesungstätigkeit das Gesamtgebiet der griechischen Altertumskunde umfaßte, denn auch die historischen Untersuchungen und Darstellungen, zumal zur attischen Geschichte, während er sich in der Folge mehr und mehr epigraphischen und archäologischen Arbeiten zugewandt hat. Im Jahre 1848 schrieb ihm der einstige Hofwyler Lehrer und nunmehrige Aarauer Professor Rudolf Rauchenstein, der durch seine Schulausgaben griechischer Redner bis heute unvergessen ist, im Anschluß an die Würdigung zweier seiner Arbeiten: « Sie haben tacite dargetan, wie viel die eigene Betätigung mit öffentlichen Angelegenheiten für historische Studien nützt »[13]. Rauchenstein war zu solchem Urteile befugt. Auch er war kein reiner Schulmann und Stubengelehrter. Von seinem besonnenen Auftreten in den Regenerationswirren seiner aargauischen Heimat zeugt sein politischer Briefwechsel mit dem Basler Ratsherrn Andreas Heusler[14]. Ein Jahr später, 1849, erschien nun Vischers Abhandlung « Über die Bildung von Staaten und Bünden oder Centralisation und Foederation im alten Griechenland. »[15]. Rauchenstein schrieb darüber an Vischer: « Wiewohl offenbar das Zeitinteresse mit seinen zu Tage liegenden Fragen den Hauptanstoß zu dieser neuen Betrachtungsweise gegeben hat, so ist doch das Resultat kein ephemeres. » « ... Es ist eine meisterliche Übersicht, in welcher, fest auf dem Boden der historischen Wirklichkeit beruhend, der Geist der Geschichte fast unmittelbar einem entgegentritt. Es dünkt einen besonders gegen das Ende hin, daß man sich nach einem Manne umsehen sollte, der dem Geiste des griechischen Föderationswesens die Zunge hätte lösen sollen, um auszusprechen: Brauchet doch Zentralföderationen mit Repräsentation der Staaten nach Maßgabe der Leistungen; wie ihr im achäischen Bunde drauf und dran seid. » ... Und weiter: « Sie haben mit

---

[13] Rauchenstein an Vischer: 1. Jan. 1848.

[14] Eine kommentierte Edition dieser politischen Korrespondenz aus den Jahren 1839—1841 wird demnächst erscheinen.

[15] Vischers Abhandlung erschien als Programm des Gymnasiums zu Basel 1849 (= Kl. Schr. I, S. 308—381).

einem Worte diese griechischen Föderationsverhältnisse in möglichster Klarheit ins Reine gebracht, und ich habe mein patriotisches Vergnügen, daß es ein Schweizer ist, der diese Dinge mit so durchdringendem und unbestochen ruhigem Blicke zusammengefaßt, und zwar ein konservativer Schweizer, der sich aller Vorurteile und Vorneigungen so entschlagen hat, daß seine Schrift in echt historischer Weise und reiner Unbefangenheit einen reichen Ertrag von politischen Lehren für die Gegenwart gibt. Das wäre jetzt einem deutschen Gelehrten nicht so gelungen. Es braucht dazu nicht nur Studien und Überlegungen, sondern auch Erfahrung in ähnlichen Verhältnissen und warm mitkämpfende Teilnahme. Diese, die Sie seit 1831 in unsern Verhältnissen teils gewonnen, teils bewiesen, hat Ihren Geist befruchtet und geschärft, daß Sie so viel mehr gefunden und gesehen haben als Ihre Vorgänger.» «...Denn daß wir Schweizer bei der Autopsie und jahrelangen Sympathie solcher Verhältnisse und bei den vielen durchgehechelten Projekten zur Zentralisation hierin mit mehr Glück arbeiten würden als die Deutschen, spürte ich längst»[16]. Vischer hat dabei in seinen historischen Monographien zeitgeschichtliche Anspielungen vermieden, und vollends ist er als Historiker nie der Diener von Zeittendenzen geworden. Wie Vischer Rauchenstein die eben genannte Abhandlung überreichte, distanzierte er sich in seinem Begleitbriefe ausdrücklich von J. G. Droysen, gegen dessen «Manier in der Geschichtsforschung» er «einen eigentlichen Widerwillen» hat. Vischer schreibt: «So geistreich er die Sachen zu behandeln versteht, so groß seine Belesenheit ist, so geht ihm doch das erste und wichtigste Erfordernis des Geschichtsschreibers ab, nämlich strenge Wahrheit, vielleicht, so hart es ist, das zu sagen, Wahrhaftigkeit und Selbstverläugnung. Alles soll interessant, pikant, neu sein und noch obendrein der heutigen Politik des Herrn Droysen dienen. Es ist ein eigentliches historisches Coquettiren. Weil heutzutage eine Vereinigung Deutschlands Not tut, hätte Demosthenes den Athenern raten sollen, sich dem Philipp unterzuordnen. Freilich hatte er dabei vergessen, daß Makedonien mit seinen zahlreichen Bar-

[16] Rauchenstein an Vischer: Ende August 1849.

baren gegenüber Griechenland weit mehr Ähnlichkeit mit Österreich hat als mit Preußen, und doch hat wieder Herr Droysen als Erbkaiserlicher alles angewandt, um Östreich von Deutschland zu trennen...»[17]. Aus Vischers Korrespondenz ist ferner zu entnehmen, daß sein Lehrer August Boeckh seine Arbeiten schätzte und daraus Belehrung zog, daß J. G. Welcker, der ihm in den späteren Jahren freundschaftlich verbundene Bonner Lehrer, schon 1846 hoffte, daß Vischer «zu umfassenderen geschichtlichen Darstellungen, wenn nicht zu einer Geschichte der Griechen, welche die deutsche Vielgeschäftigkeit und Zersplitterung den Engländern zu unternehmen überläßt, doch zu einer ihrer Hauptperioden übergehen» werde[18], daß endlich sein Freund Ernst Curtius die eigenen historischen Arbeiten jeweilen in den Aushängebogen nach Basel zur Begutachtung gesandt hat.

Wilhelm Vischer, der als kritischer und besonnener Forscher und Darsteller sicher auf der Höhe seiner Zeit stand, nimmt doch in der Geschichte seines Faches keine markante Stellung ein; von

---

[17] Vischer an Rauchenstein: 28. April 1849. — Über Droysen zuletzt: H. E. Stier, Grundlagen und Sinn der griechischen Geschichte, Stg. 1945; besonders S. 28 ff.

[18] Welcker an Vischer: 14. Mai 1846, nach der Lektüre von Vischers «Alkibiades und Lysander». — Drei Jahre später trug sich Vischer mit der Absicht, seine Reden und Abhandlungen zur griechischen Geschichte in Buchform herauszugeben. Welcker sah sich für ihn nach einem Verleger um, — vergeblich, wegen der dem Drucke gelehrter Bücher entgegenstehenden Ungunst der Zeit. — Als Vischers gleichnamiger Sohn sich definitiv der mittelalterlichen Geschichte zuwandte, kommentierte Welcker diesen Entschluß mit Worten, die hier ihren Platz haben. Sie bringen zugleich eine schöne neue Note in die Auseinandersetzungen des Jahres 1857, die uns in dieser Abhandlung beschäftigen. Welcker schrieb am 1. Februar 1857 an Vischer: «Sein empfänglicher Sinn scheint ihn für das Historische zu bestimmen, und bei dem Mittelalter findet seine poetische Anschauung Nahrung, um Zusammenhang und Wesenheit der Dinge zu erfassen. Im Altertumsstudium wird jetzt immer mehr alles nur verstandesmäßig und technisch behandelt. Eine lange Glanzperiode der Indischen, Chinesischen, Ägyptischen und linguistischen und hundert besonderer Studien aus jedem Alter der Welt und jeder Zone der Erde wird vorübergehen müssen, bis wieder einmal auf den Unterschied des wenigen Schönen und in sich Vollkommenen von der unendlichen Menge und Mannigfaltigkeit die Aufmerksamkeit sich richtet».

Eduard Fueter d. J. ist er auch nicht zu den «Großen Schweizer Forschern» gerechnet worden. Den Eigenschaften aber, die in der Würdigung Rauchensteins besonders klar herauskommen, ist es wohl zuzuschreiben, daß sein Andenken während des vergangenen Krieges unerwartet neu belebt werden konnte.

Durch historische und epigraphische Studien zweier Jahrzehnte wohl gerüstet, hatte also Vischer seine Griechenlandreise angetreten. Reiche Frucht trug er davon heim. Ludwig Rossens Zusendungen beantwortete er jetzt eingehend. Hinsichtlich der Lage der Pnyx gab er ihm gegen Welcker recht. Von einer größeren Ausgrabung unter den damaligen politischen und wissenschaftlichen Verhältnissen Griechenlands riet er dagegen dringend ab. Die Bekanntschaft der beiden Gelehrten vertiefte sich, als Vischer auf der Reise zur Philologenversammlung in Altenburg, wo er über den «Parnass und seine Umgebung» vortrug, zusammen mit seinem ältesten Sohne, dem nachmaligen Historiker, Ross in Halle besuchte und einen schönen, sonnigen Nachmittag im angeregtesten Gespräche mit ihm verbrachte [19].

Den Auftakt zu den sechs ausführlichen Schreiben — wahren Abhandlungen in Briefform —, die sich zwischen dem 26. Februar und dem 2. April 1857 zusammendrängen, bildet ein Billett Vischers (vom 8. 12. 56), das Ross seine «Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland» ankündigte. Vischer meinte, Ross werde darin nicht viel Neues finden und fuhr fort: «Vielleicht aber lesen Sie doch die eine oder andere Seite mit einigem Interesse, etwa wie wir ja gerne in einer Reisebeschreibung nachschlagen, was der Wanderer über unsere Heimat sagt und uns dann wohl einmal freuen, ein andermal die Achseln zucken».

Rauchenstein erhielt das Buch Mitte Dezember und dankte am 26. d. M. «für das herrliche Weihnachtsgeschenk». Sein Brief ist aber vor allem erfüllt von Reflexionen über den Neuenburger Kon-

---

[19] Diese Angaben ergeben sich aus verschiedenen Stellen des Briefwechsels der beiden Männer. Der Altenburger Vortrag Vischers findet sich in den «Verhandlungen» der Altenburger Philologenversammlung, S. 69—85. An derselben Tagung sprach übrigens F. D. Gerlach «Über Mommsens Römische Geschichte».

flikt, der damals seinem Höhepunkte entgegentrieb [20]. Wir wissen nicht, ob diese kriegerische Spannung daran schuld trägt, daß das Buch erst zwei Monate später in Halle eintraf. Nun aber führte die Lektüre den von der Krankheit gezeichneten Empfänger sogleich zu den ausführlichsten Äußerungen. Und Vischer, der unter anderen Umständen sich auch schroff versagen konnte, ging aufs bereitwilligste auf die Diskussion ein. Mag sein, daß die Erschütterung durch den kurz vorher erfolgten Tod seines Vaters eine Seelenstimmung zurückgelassen hatte, die weicher, offener war, als es sonst seiner Art entsprach. Wir haben bereits gesehen, daß die Korrespondenz den beiden Gelehrten nach ihren mehrfachen Versicherungen wahres Vergnügen bereitet hat. Hatten sich die beiden vorher als « Herr Kollege » angesprochen, so heißt es jetzt « Verehrtester Freund und Kollege » und in den beiden letzten Briefen « Verehrtester Freund » schlechthin.

III.

Erst Mitte Februar also war Ross endlich in den Besitz der « Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland » gekommen. Es wurde ihm « zum wahren Genusse », an Vischers Hand so das schöne Land nochmals zu durchwandern. Nach acht Tagen hatte er, trotz schweren Behinderungen, den starken Band schon fast zur Hälfte durchgelesen und stand eben an der Schilderung der Gegend von Mykene. Wie er sich am 24. Februar 1857 dazu äußerte, geben wir am besten, mit ganz geringen Auslassungen, wörtlich wieder:

« Daß ich Ihnen überall beistimmen würde, haben Sie selbst nicht erwartet. Dazu bin ich zu altgläubig. Wenn Sie daher in dem herrschenden Geiste die alte Heldenzeit ad libitum konstruieren und deuten (wenn gleich immer noch mäßig, und nicht so schlimm wie etwa mein Freund Duncker), so verschanze ich mich in meine Überzeugung, der Agamemnon und Atreus eben so geschichtliche Persönlichkeiten sind, wie Napoleon III. und I., nur mit dem Unterschiede, daß sie 3000 Jahre früher gelebt, daß wir von dem

[20] Der Brief mit den Äußerungen Vischers über den Neuenburger Konflikt, auf die Rauchenstein Bezug nimmt, fehlt leider beim Rauchenstein-Nachlaß im St.A.A.

Detail ihrer Geschichte weniger wissen, und daß die Bilder ihrer Personen, ihrer Zeit und ihrer Kriege durch die Poeten verzerrt, verschoben, entstellt worden sind. Wenn wir die Kreuzzüge und ihre Helden nur aus dem Tasso kennten, wie den troischen Krieg fast nur aus Homer, so würde unsere geschichtliche Kenntnis derselben auch nur gering sein; und doch würden sie deshalb nicht aufhören, ein wichtiger Vorgang in der Menschengeschichte zu sein. Nach 3000 Jahren — wird auch Napoleon zum Mythus werden.

Der Unterschied zwischen der herrschenden Auffassungs- und Betrachtungsweise der alten Denkmäler und der meinigen (die jedenfalls in der Minorität und folglich die überwundene und unterliegende ist) tritt z. B. recht deutlich hervor bei dem Löwentore in Mykenä. Ich habe es mit meinen leiblichen Augen vielleicht öfter gesehen als Sie, Göttling, Gerhard und andere, die darüber geschrieben; aber ich habe mich nie berechtigt gehalten, in den beiden Löwen, die an die Säule gelehnt stehen, etwas Anderes und Tieferes zu sehen, als Pausanias: d. h. ein Paar Löwen, eine Art Wappen, einen architektonischen Skulpturschmuck».

Hier ist eine Zwischenbemerkung am Platze: Pausanias erwähnt II, 16, 5 das Löwentor als ein Werk von Kyklopen. Wenn Ross, sich auf Pausanias berufend, von einer Art Wappen, von einem architektonischen Skulpturschmuck schreibt, so ist das bereits seine Interpretation.

«Was in aller Welt berechtigt uns, einen tiefen Sinn darin zu suchen?» fährt nun Ross weiter. Abweichend von dem sonst beobachteten Verfahren, den Briefwechsel für sich sprechen zu lassen und ihn nicht durch den Rückgriff auf Gedrucktes zu ergänzen, unterbrechen wir hier nochmals, um gleich zu sehen, wie denn Vischer den Sinn des Löwentores gedeutet habe. Vischer führt auf S. 307 seiner «Erinnerungen» aus:

«Zwei Löwinnen stehen wie Schildhalter einander gegenüber aufgerichtet an einer eigentümlich gebildeten Säule, auf deren Basis ihre Vordertatzen ruhen. Beiden fehlen jetzt die, ohne Zweifel einst frei ausgemeißelten, nach außen gerichteten Köpfe, im übrigen sind sie wohlerhalten und machen noch jetzt den Eindruck trotziger Wappentiere. Die Säule, an der sie stehen, hat das Besondere, daß sie sich nach unten verjüngt, überdies sind die Basis, auf der sie steht, und das Kapitäl ganz eigentümlich gestaltet, was zu sehr abweichenden und zum Teil sonderbaren Erklärungen Veranlassung gegeben hat. Es ist wohl kein Zweifel, daß sie als das Symbol eines Gottes zu betrachten ist, da in ältester Zeit Säulen als Götterbilder aufgestellt wurden, und mit größter Wahrscheinlichkeit erkennt man in ihr den Apollon Agyieus. Dieses Relief ist das älteste Bildwerk Griechenlands und wohl ganz Europas».

«Und selbst, wenn es berechtigt wäre, darin einen tiefen Sinn zu suchen», fährt nun Roß fort, «woran sollen wir anknüpfen, um die vermeinte geheimnisvolle Bedeutung herauszufinden? — Geht die Archäologie nicht zu weit, wenn sie alles und jedes deuten will? Ich bleibe also dabei, ich sehe hier mit Pausanias nur ein Paar Löwen; und da sie doch nicht in der Luft schweben konnten, sondern sich auf irgend etwas stützen mußten, so hat man eine Art Säule oder Stele zwischen sie gesetzt».

An dieser Stelle mag eingeschoben werden, was Ross schon in dem Briefe von 1853 über die Autorität der Alten geschrieben hatte: «Bei der Frage nach Lage und Bestimmung der Pnyx», hieß es da, «können nur die Stellen der Alten maßgebend sein, und diese, meine ich, weisen die Lage mit mathematischer Sicherheit nach». «Die ausdrücklichen Zeugnisse — das ist das Gebiet des Topographen».

Nun endlich wenden wir uns ohne weitere Unterbrechungen wieder dem Briefe vom 24. Februar 1857 zu. Wir werden dabei rasch erkennen, daß Rossens Nüchternheit, unter deren Eindruck wir stehen, nur eine scheinbare, oder mindestens: nur eine partielle, ist, werden hier und anderwärts immer neu sehen, wie weit Zeugnisse und Denkmäler ihn zu führen vermögen. Ross schreibt weiter:

«Diese vielleicht lächerlich nüchterne Betrachtungsweise läßt mich aber die hohe Bedeutung des Denkmals (nämlich des Löwentores) für die gesamte Kunst- und Kulturgeschichte hoffentlich nicht verkennen. Verzierte man um das 14. Jahrhundert bloße Festungsmauern mit einem so schwungvollen Bildwerk in grobem rauhem Steine, führte man daneben einen so kunstvollen Bau aus, wie das Schatzhaus, so hatte man Wagen und Maschinen, um so schwere Steine wie den Türsturz zu bewegen und lotrecht zu versetzen, konnte man zeichnen, um den Riß zu einem solchen Bau zu entwerfen, ferner schreiben und rechnen, um den Kreisschnitt der Steine zu berechnen, konnte man den Meißel so handhaben, um an dem Tore dieses halb unterirdischen Baus die zierlichen Ornamente in hartem Stein auszuführen usw. usw.: was mußte die Kunst schon zu leisten vermögen, wo es sich um Prachtbauten im Innern der Städte, um Königsburgen und Göttertempel handelte! In welcher Vollendung müssen diese gebaut gewesen sein, wie müssen diese geprangt haben mit Statuen, wie das Haus des Alkinoos, mit kunstreichem Erzschmuck und Vergoldungen und mit mannigfaltigem Gerät, wie das Haus des Menelaos. *Σέβας μ' ἔχει εἰσορόωντα* [Od. 4, 75]), wie der homerische Telemach! Da verlohnte es sich wohl, daß auf kunstreichen Fahrstraßen und Brücken, über Bergrücken und Schluchten,

wo jetzt kaum das Saumtier seinen Weg findet, die Helden einander im raschen Wagen besuchten! Ex ungue leonem.

Sie sehen, mein verehrter Freund, welch breite Kluft zwischen Ihrer und meiner Anschauung der griechischen Heldenzeit liegt. Wo Sie (und mit Ihnen die meisten unserer Fachgenossen) nur rohe Anfänge sehen, da sehe ich eine sehr weit vorgeschrittene Kulturepoche, die der ägyptischen und der assyrischen gleich stand. Vielleicht werden Sie meinen, ich kämpfe mit Schatten; der Gegensatz zwischen uns sei gar nicht so groß. Scheinbar nicht, denn Sie räumen Vieles ein; im Ganzen aber doch. Ich muß immer wieder darauf zurückkommen, daß bloß aus der einen Tatsache des Schatzhauses (oder Grabes, wenn Sie wollen) sich eine ganze große Kulturepoche ergibt. Und solche Schatzhäuser fanden sich von Sparta bis Thessalien. Gewiß waren sie mit den Pelopiden aus Asien gekommen. Aber was hindert, daß man gleichzeitig über der Erde, nach ägyptisch-phönizischen Vorbildern, ägyptisch-dorische Tempel baute? Erweisen sich die Angaben der Alten über die sog. *θησαυροί* durch die noch erhaltenen Denkmäler als richtig: warum sollen wir ihre Angaben über eben so alte Tempel bezweifeln? Bloß weil sich diese Tempel nicht erhalten haben? Und doch sind vielleicht einige erhalten, wie der Tempel in Korinth; — sogar die Reste des alten Parthenon!»...

Wir übergehen, was Ross über das erechtheische Parthenon ausführt und zitieren noch den Schluß:

«Da haben Sie mein volles Glaubensbekenntnis. In den Archäologischen Aufsätzen [Erste Sammlung, 1855, besonders im Vorwort] wagte ich nicht, es abzulegen, um nicht publice ein Tollhäusler gescholten zu werden. Denn ich habe keine Kraft mehr zur Polemik. Sonst hätte ich längst fortgekämpft, in dem Geiste meines Vorworts zu den Hellenika».

Vischer antwortete sogleich aufs einläßlichste (27. 2. 57). Er freut sich über die Teilnahme an seinem Buche und glaubt, die Kluft, die sie trenne, sei doch kaum so tief, wie Ross meine. Und der Umstand, daß eine Meinung in der Minorität ist, kann auf ihn schon gar keinen Einfluß haben. Denn:

«Ich bin gewohnt, seit mehr als 20 Jahren in politischen Dingen der unterliegenden Minorität anzugehören und habe in dieser Beziehung eine dicke Haut, und wenn ich Hohlköpfe der besten Sorte in hohen Ehren bei der Majorität sehe, so finde ich weder in politischen noch wissenschaftlichen Dingen mich deshalb versucht, auch jener Majorität anzugehören».

Auch für Vischer sind « Agamemnon, und also auch sein Vater, von dem wir freilich wenig genug wissen, historische Personen ».

Doch nicht alles, was wir über jene Zeit lesen, kann er für historisch halten, aber gerade weil wir von ihr nur so viel wissen, wie wir von den Kreuzzügen allein durch Tasso, von Attila und Theoderich allein durch die Nibelungen wüßten. Historische Grundlagen sind den Epen nicht abzustreiten, aber wo das Reinhistorische aufhört, wo das Unhistorische anfängt, ist schlechthin nicht zu sagen. — An der symbolischen Betrachtung des Löwentores hält Vischer fest. Auch bei dem reichen Schmuck einer gotischen Kathedrale zeigt sich, daß fast alles daran symbolisch ist. Warum nicht auch bei den Griechen, «in deren Kunst nichts zufällig ist»? — Auch Vischer bezeichnet jene Periode des mykenischen Zeitalters nicht als rohen Anfang, «sondern als eine in ihrer Art vollendete, aber von den spätern griechischen spezifisch verschiedene». Die Folgerungen aber, die sich Ross durch die Denkmäler nahelegen läßt, lehnt er entschieden ab. Wir greifen einen Passus heraus, der zugleich für Vischers besonnene Methode zeugt:

«Aus der Kunst des Baues auf Gebrauch der Schrift zu schließen, ist durchaus nicht nötig. Zeichen freilich kannte man gewiß. Wir wissen, daß Azteken und Peruaner eine sehr bedeutende Kultur besaßen, kunstreiche Gebäude stehen noch jetzt in Mittelamerika in Menge und doch wissen wir, daß jene Völker keine Buchstabenschrift besaßen. Damit will ich nicht leugnen, daß die Griechen sie hatten, nur leugne ich die Richtigkeit und Notwendigkeit des Schlusses. Sie konnten Gebäude der Art auch ohne Schrift errichten. Wann sie die Schrift bekamen, weiß ich nicht».

Vischer denkt also in einigem ähnlich wie Ross, in anderem grenzt er sich entschieden ab. Er betont, daß gar keine Rede davon sein könne, daß er die Heldenzeit ad libitum konstruiere. Ja, er glaubt, geradezu den Spieß umkehren und sagen zu können, daß «Rossens Betrachtungsweise, wo sie sich an Röthische Halluzinationen anschließt, des Willkürlichen viel mehr enthalte» als die seine.

Aus den zwei Briefpaaren, die noch folgen, heben wir, nach Sachgegenständen geordnet, nur heraus, was eine wesentliche Weiterführung der Argumentation bedeutet. Es sollen uns dabei beschäftigen die Fragen nach der Urbevölkerung Griechenlands, nach den fremden Einflüssen auf die griechische Kul-

tur und den quellenmäßigen Unterlagen der ältesten griechischen Kulturepoche, endlich die Spezialfrage nach dem Alter der dorischen Tempelbaukunst. Auch ohne besondere Hinweise wird dem Leser in einzelnen Äußerungen bald Ross, bald Vischer im gedanklichen und sprachlichen Gewande jener Zeit durchaus auf dem Wege zu dem vorkommen, was die seitherigen Forschungen als wahrscheinlich oder als sicher erwiesen haben. Zum Schluß werden wir versuchen, als Kontrast zu den als solche wirkenden Rossischen Deutungsversuchen, auf die wir die Gegenäußerungen seines Gesprächspartners jeweilen unmittelbar folgen lassen, einiges Prägnante zu der Methode Vischers beizubringen.

Zunächst zur griechischen Urbevölkerung: Die «Pelasger» faßt Ross nicht als ein da oder dort lokalisierbares Einzelvolk, sondern als ein «über zwei Weltteile, über viele Länder und Inseln verbreitetes... besonderes, national von den Griechen geschiedenes Volk, das eine eigene Sprache hatte, Götterdienste und andere Cultuselemente aus der Fremde zuführte». «Mir sind die Pelasger», schließt Ross lapidar, «mit Röth semitische Einwanderer, flüchtige Hyksos; damit läßt sich alles einfach erklären»[21]. Solche Einfachheit der Erklärung befriedigt Vischer nicht. Wie er nun die verschiedenen Bedeutungen, unter denen das Wort «Pelasger» vorkommt, auseinanderhält, wie er Überlieferung und Deutung, wie sie schon Herodot vorgenommen hat, scheidet, können wir nicht verfolgen. Materiell hält er dafür, «daß die Pelasger», — sofern der Name gebraucht wird «von dem großen Urvolke, das vom Peloponnes bis Thessalien alle Ebenen inne hat und z. T. auch die Berglande und außerdem auch eine Menge Gegenden in Kleinasien», — «der Stamm sind, dem außer den Bewohnern Griechenlands auch die Makedonier und verwandte Völker angehören, ein arischer und nicht ein semitischer Stamm»[22].

Über die außergriechischen Wurzeln der griechischen Kultur, speziell der Religion, verbreitet sich Ross ausführlich in dem letzten seiner Briefe, der vom 19. März 1857 datiert ist. Und doch sind es gegenüber den Bänden, die er, wären ihm Gesundheit

---

[21] Roß an Vischer: 2. März 1857.

[22] Vischer an Roß: 16. März 1857.

und Arbeitskraft gegeben, darüber schreiben möchte, nur dürftige Andeutungen. Ross negiert die vermeinte Selbständigkeit und Originalität der griechischen Mythologie. «Ich halte mich an Herodot», schreibt er, «daß die Griechen ihre Götter und die daran hängenden Sagen zum größten Teile von den Ägyptern überkommen und übernommen, die Namen dann freilich vielfach umgestaltet, die Sagen dichterisch frei behandelt, umgedeutet und umgedichtet haben». In zahlreichen Einzelfällen findet er nun «mit Röth, und z. T. noch weiter gehend», wie er selbst sagt, Anklänge zwischen den Namen griechischer und ägyptischer Gottheiten. Bei allen Göttern gelingt es nicht, ihre Namen aus dem Ägyptischen, oder doch aus dem Phönizischen, oder dem Assyrischen und Phrygischen herzuleiten. Aber, und nun geben wir wiederum Ross das Wort: «Die Beispiele genügen, um zu zeigen, daß sich hier ein roter Faden durchzieht, wie durch das Tauwerk der englischen Marine, und nach meiner Überzeugung ist es unsre erste Pflicht, diesen roten Faden aufzusuchen und zu verfolgen, um auf wahrhaft historischem Boden zu wandeln» anstatt «den modernen nebelnden und schwebelnden Deutungsversuchen» zu folgen, jenen «gräßlichen Etymologien..., zu denen sich jeder Primaner berechtigt glaubt, sobald er, kaum dem Gymnasium entronnen, ein paar Buchstaben Sanskrit buchstabieren gelernt hat». Fast noch größeres Grauen aber wandelt Ross an, «bei den modernen Stich- und Schlagwörtern ‚Naturreligion, Naturdienst, naturwüchsiger Kultus', dgl. mehr»; er «findet davon bei den Alten, bei Herodot, Apollodor und selbst bei Pausanias gar wenige Spuren». Ross gibt ein Beispiel: Herakles ist ein thebanischer Edelmann und Ehrenmann gewesen und hat so wirklich und wahrhaft gelebt wie sein Korrespondent Vischer oder er selbst. Er ist später unter die Götter erhoben und dem morgenländischen Herakles assimiliert worden. Und die Sagen des letztern sind auf den ursprünglichen Herakles übertragen worden. Und weiter: «So entstand dieser ungeheure Kneuel von Heraklesmythen, in welchem vielleicht kaum 1 % nüchterne, prosaische Wahrheit war. Dennoch unterscheiden Herodot wie Pausanias und andere sehr bestimmt und genau den als Menschen gebornen griechischen Herakles von dem morgenländischen Gotte, mit dem er in dem

späteren Glauben zusammenschmolz. Sie haben beide noch Dreifüße und andre Denkmäler von ihm gesehen, Agesilaos fand das Grab seiner Mutter Alkmene etc....».

Soviel über die außergriechischen Einflüsse. Nun noch ein Wort zu innergriechischen Geschichtsquellen, denen wir die Kenntnis der ältesten Zeiten verdanken. Es fällt auf, daß Ross im weiteren Verlaufe der Diskussion, entgegen den Aufstellungen des ausführlich wiedergegebenen ersten Briefes der Auseinandersetzung, geradezu dahin geführt wird, den Homer nur als Nebenquelle für die griechische Frühzeit zu erklären, zu sagen, daß den Alten hunderte von Denkmälern, Aufzeichnungen und Inschriften aus jenen Zeiten zur Verfügung standen, ja, er meint, einzelne seien auch auf uns gekommen, wobei er auf die Fourmontschen Inschriften verweist, deren Echtheit er schon früher Boeckh gegenüber verfochten hatte und die er auch jetzt noch für so echt hält wie die mit Vischer gewechselten Briefe [23]. Auch für Vischer ist ganz bestimmt sehr vieles aus Ägypten und anderen Ländern des Orients gekommen, hat aber in Griechenland eine veränderte und oft ganz neue Gestalt erhalten. Vischer schreibt: « Und gerade nur so weiß ich mir die sonst ganz widersprechenden Angaben Herodots zu erklären, wenn er einerseits die Götter fast alle aus Ägypten ableitet, anderseits aber Hesiod und Homer *οἱ ποιήσαντες ποῖς Ἕλλησιν τὴν θεογονίην* [24] nennt, Angaben, die, streng urgiert, durchaus unvereinbar sind. Überdies sind Sie offenbar nicht so ganz auf Herodoteischem Boden, als Sie wohl meinen. Herodot sagt, die Pelasger haben namenlose Götter gehabt, die Götternamen haben sie viel später aus Ägypten bezogen. Ihnen dagegen sind die Pelasger aus Ägypten gekommene Hyksos, die ägyptisch-phöni-

---

[23] Michel Fourmont lebte von 1690—1746 (Biogr. univ., Bd. 14). Über die Echtheitskontroverse: L. Roß, Alter und Eigentümlichkeit der Schrift bei den Griechen (Neue Jbb. f. Philologie u. Pädagogik 69, S. 511—569 = L. R., Arch. Aufs. II, S. 533—584). Abschließendes über den Inschriftenfälscher Fourmont siehe bei W. Larfeld, Griechische Epigraphik (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft), Mch. 1914, S. 22 f., 36.

[24] Herodot II, 53. — Das Briefzitat, in dem sich die Herodotstelle findet, sowie die zwei folgenden Zitate sind Vischers Brief an Roß vom 2. April 1857 entnommen.

kische Kultur nach Griechenland brachten und doch haben sie die Götternamen nicht gekannt, die man doch zu allererst erwarten sollte». — Auf die außerhomerischen Quellen vermag Vischer nicht viel zu geben. Es handelt sich da doch immer wieder darum, das Historische vom Unhistorischen zu scheiden, und das kann nur im Allgemeinsten gelingen. «Ihre Methode», schreibt Vischer, «kann ich, soweit ich sie erkenne, nicht gutheißen». Und nun argumentiert er etwas ironisch folgendermaßen: «Sie führen als Belege für die Geschichtlichkeit des thebanischen Herakles an, daß Herodot und Pausanias Dreifüße und andere Denkmäler von ihm gesehen und Agesilaos das Grab seiner Mutter Alkmene gefunden habe. Daß sie Dinge gesehen, die man dafür ausgab, daran zweifle ich keinen Augenblick. Aber haben sie denn mehr Anspruch auf Echtheit als die verschiedenen heiligen Röcke, als die Reste der Leiter, die Jakob im Traum gesehen? Aber um bei den Griechen zu bleiben und bei dem vortrefflichen Freunde Pausanias, sah dieser denn nicht noch die Lehmklumpen, aus denen Prometheus Menschen fabrizierte und rochen sie noch nach Menschenhaut?...».

Wir haben gesehen, wie in dem ersten Briefe Ross schon für die mykenische Epoche dorische Tempel angenommen hatte. Für Vischer gab es in jenen alten Zeiten ohne Zweifel Tempel. Daß aber diese im dorischen Stile gebaut gewesen, dafür hat er keine Beweise. Auch lassen sich Tempel ohne Säulenhallen sehr wohl denken. Anderseits steht durch das Datum der Stadtgründung[25] auch das Alter des ältesten, Vischer bekannten dorischen Tempels in Selinus fest, und eine willkürliche Veränderung dieser Chronologie weist er entschieden zurück. Daß es in diesen frühen Zeiten keine dorischen Tempel gab, kann Vischer nicht beweisen, er stützt seine Ansicht aber auch noch durch ein kunsthistorisches Moment, nämlich «auf den großen Gegensatz zwischen der reichen Zickzack- und Spiralverzierung an der Türe des Thesaurus in Mykenae und der schlichten Einfachheit dorischer Tempel, wo sie uns noch entgegentritt»[26]. Ross läßt sich von solchen Argu-

---

[25] Das Gründungsjahr von Selinus ist nach Pauly-Wissowa 628 v. Chr.
[26] Vischer an Roß: 16. März 1857.

menten nicht beeindrucken. Die Nichterwähnung des Baustils bei den Autoren vor Vitruv tut nichts zur Sache. Ross hält an «dorischen Tempeln lange vor der dorischen Wanderung» fest. «Es können aber auch jonische gewesen sein, denn die Elemente des jonischen Stiles finden sich in Mittelasien lange vor den Joniern selbst»[27]. Die beachtenswerten literaturgeschichtlichen und archäologischen Argumente, die Vischer in seinem letzten Briefe (vom 2. April 1857) noch beibringt, wiederzugeben, müssen wir uns versagen.

Nachdem erst Ross die Autorität der Alten ins Feld geführt hatte, ist es am Ende der Diskussion gerade Vischer, der mahnen muß, den Quellen zu folgen und nicht eine eigene Kombination an deren Stelle zu setzen. Er wendet sich gegen Behauptungen und Folgerungen der Neueren, die in den Angaben der Alten keine Stütze finden. Allerdings will er den Alten in all der Freiheit, die die seitherigen Entdeckungen wie die seitherige Entwicklung der historischen Methode und der geschichtlichen Anschauung gebieterisch fordern, gegenübertreten. Von hier aus wenden wir uns zum Schlusse einigen methodischen Erwägungen Vischers zu. Gegen das Ende seines zweiten Briefes (vom 16. März 1857) schreibt Vischer: «Um Ihren Glauben beneide ich Sie recht aufrichtig. Mit einem solchen festen Glauben in der Geschichte wie in der Religion kommt man allerdings viel befriedigter durch das Leben, als mit Zweifeln, wie ich sie in beiden Gebieten habe. Aber so sehr ich die Religion als das Gebiet des Glaubens anerkenne, so wenig räume ich die Geschichte ihm ein. Grade darum aber, weil ich über jene älteste vor den rein historischen Quellen liegende Zeit so wenig Sicherheit habe, maße ich mir auch nicht an, darüber zu schreiben. Ihnen gegenüber, überhaupt im Privatverkehr, spreche ich gern meine unmaßgeblichen Meinungen und Zweifel aus, sonst aber beschränke ich meine Tätigkeit gern auf die historische Zeit, und auch in dem Reisebuch habe ich getrachtet, jene ältere Periode so objektiv als möglich zu besprechen, wo ich sie nicht unberührt lassen konnte. Mit großem Interesse folge ich aber den hiehergehörigen Untersuchungen Anderer, wenn

---

[27] Roß an Vischer: 19. März 1857.

sie mir schon bei ihren diametral entgegengesetzten Resultaten oft ein Lächeln abnötigen». In dieser Abneigung gegen die Erörterung der «Anfänge» fühlen wir uns deutlich an Ranke, ganz besonders aber an Jakob Burckhardt[28] erinnert, auf der anderen Seite aber an die Kluft, die Vischer von einem anderen gelehrten Mitbürger, der sich nun gerade der Deutung der Anfänge leidenschaftlich widmete, getrennt hat, von J. J. Bachofen.

Ein quellenkritisches Urteil gibt Vischer die Scheidung zwischen historischer und vorhistorischer Zeit an die Hand. Er räumt Ross ein, daß es in der Tat auch in der historisch beglaubigten Zeit abweichende Nachrichten gebe, und fährt nun fort: «Aber in der Regel besitzen wir da die Mittel der richtigen Kritik und wo das nicht ist, bleiben wir in Gottes Namen auch in Ungewißheit. In Zeiten, die uns nur durch Sage und Poesie überliefert sind, ist aber das letztere die Regel, und es ist keine Hyperkritik, das auszusprechen und eine solche Zeit im Gegensatz zu einer, über die wir gute Quellen besitzen, eine vorhistorische zu nennen». In einem späteren Passus desselben Briefes vom 16. März wird das noch weiter ausgeführt: «Die frühere sogenannte mythische Zeit — erlauben Sie den Ausdruck — unterscheidet sich [also] von der historischen dadurch, daß sie uns nur durch Sage und Poesie verhüllt bekannt ist. Die lebendige Volkssage sowohl als die willkürliche bewußte und unbewußte Phantasie der Dichter hat dazu getan und davongenommen, und schon darum ist es uns rein unmöglich, zu vollständig historischen Resultaten zu kommen. Aber mehr noch als das. Die Phantasie erblickt überall das Walten der Götter und der Natur in der Form geschichtlicher Vorgänge, und diese verknüpft sie dann in mannigfaltigster Art mit wirklich historischen Ereignissen, überträgt eigentliche Mythen auf ursprünglich historische Personen und entrückt diese dann dem

---

[28] Ranke: «In die Zeiten der Urwelt können wir nicht hinabsteigen» (Polit. Gespräch, S. W. 49/50, S. 326 f.). «Wie könnte sich der Geschichtsschreiber zutrauen, das Geheimnis der Urwelt, also das Verhältnis der Menschen zu Gott und der Natur zu enthüllen» (Vorrede zur Weltgeschichte). — Bei J. Burckhardt dürften sich spezielle Nachweise erübrigen. — Über «Die Erforschung der Anfänge» in methodologischer Betrachtung: J. G. Droysen, Historik, hg. von R. Hübner, 1937, § 37.

festen Boden der Geschichte, und daraus entsteht nun jenes unbeschreiblich reizende und schöne Ganze, das uns als die vorhistorische Zeit vorliegt». Vischer fährt fort, daß er nicht wisse, wo das Kriterium sich finde, um die verschiedenen Bestandteile zu scheiden, und bekennt, das Reagens noch nicht gefunden zu haben.

Wir schließen mit einer Erwägung aus dem Briefe Vischers vom 2. April 1857, der das Schlußstück dieser Gelehrten-Korrespondenz darstellt. Vischer schreibt: «Wie sehr übrigens man sich hüten muß, der scheinbar historischen Genauigkeit zu trauen, davon will ich Ihnen ein Beispiel anführen, das Sie vielleicht am wenigsten von einem Schweizer erwarten. In unserer hiesigen Historischen Gesellschaft hat vor kurzem ein nichts weniger als sympathisches Mitglied eine sehr hübsche Übersicht gegeben von den ältesten Nachrichten über die Entstehung des Schweizerbundes, die Vertreibung der Vögte u.s.w. Je näher dem Ereignisse, desto dürftiger sind die Erzählungen, allmählich setzt sich da und dort etwas an, bis plötzlich über zwei Jahrhunderte später die vollständigste, schönste Darstellung, die seitdem für Geschichte galt, sich bei Tschudi findet. Kann man sie darum mit allen ihren Details für Geschichte ansehen? Schwerlich, und doch ist sie so schön, und doch sind seit dem Vorgange nicht viel über fünf Jahrhunderte vergangen, und es war eine Zeit, aus der wir Originaldokumente aller Art in Masse übrig haben». — Mit einer Rückwendung zur Antike schließt Vischer dann folgendermaßen: «Für meine Ansicht führe ich übrigens den *ξυγγραφεὺς κατ' ἐξοχήν* an, den Thukydides, der freilich auch nicht überall unbedingte Autorität ist und seine Zeit zu sehr über die frühere erhebt, aber doch wenigstens so behutsam über die mythische Zeit redet, als es von mir je geschehen ist, und ihm ist namentlich auch Homer nicht eine Nebenquelle, sondern Hauptquelle. Der ist Ihnen ohne Zweifel der erste Vorläufer unserer schlimmen heutigen Generation» [29].

---

[29] Vischer bezieht sich auf eine knapp zwei Monate (5. Febr. 1857) zurückliegende Sitzung der Gesellschaft, an der Remigius Meyer (zum Hirzen)-Liechtenhan (1801—1879, V. D. M. und Dr. phil. h. c., Lehrer am

IV.

Mehr als einmal im Laufe unserer Darlegungen ist der Name J. J. Bachofen gefallen. Mit Wilhelm Vischer hatte sich Ross, wenn auch in der freundschaftlichsten Weise, polemisch auseinandergesetzt. Mit Bachofen verband ihn, wenigstens hinsichtlich der Bewertung der antiken Tradition, der Einstellung zu der modernen Quellenkritik, innerste Verwandtschaft. Die beiden Männer waren sich in dem für Bachofen bedeutungsvollen Jahre 1842 in Rom begegnet. Ein Brief Rossens, der im Bachofennachlaß [30] erhalten geblieben ist, vermittelt diese Angabe. Weit wichtiger ist ein Briefpaar aus dem Jahre 1859, dem Todesjahre des Hallenser Gelehrten. Mit einem Begleitschreiben schickte Bach-

---

Basler Gymnasium, Verfasser einer Reihe von Arbeiten zur ältesten Schweizergeschichte, sowie der aus seinem Nachlasse herausgegebenen «Erlebnisse am 2., 3. und 4. August 1833» und Spezialist auf dem Gebiete der Sphragistik; über M. siehe Anzeiger für Schw. Gesch. III, Jahrgang 1878 bis 1881, S. 177 und 278) vorgetragen hatte über «Die Stiftung des ewigen Bundes der Eidgenossen unter Vergleichung der Berichte der verschiedenen Chronisten und der Chronik des Weißen Buches im Archiv von Obwalden» (= Beiträge zur vaterländ. Gesch., hg. von der Histor. Gesellschaft in Basel, Bd. VI, 1857, S. 1—34, unter dem Titel: «Zur Entstehungsgeschichte des ewigen Bundes der Eidgenossen. Die Chronik des Weißen Buches von Obwalden, zusammengestellt und verglichen mit den Berichten der übrigen Chronisten»). Meyer machte als erster die Öffentlichkeit mit dem Inhalt des Weißen Buches bekannt. Nach gütigen Mitteilungen von Dr. Max Burckhardt in Basel, dem als derzeitigem Schreiber der Gesellschaft auch die Protokolle der Basler Historischen Gesellschaft zu Gebote standen, und von Prof. Dr. Hans Georg Wirz in Bern, dem Herausgeber des «Weißen Buches» im «Quellenwerk zur Entstehung der Eidgenossenschaft».

Es darf wohl daran erinnert werden, daß der Vortrag von Remigius Meyer zeitlich die Mitte hält zwischen dem Erscheinen des 1. Bandes der «Geschichte der eidgenössischen Bünde» von J. E. Kopp und der «Sage von der Befreiung der Waldstätte» Wilhelm Vischers, des Sohnes, der nach Feller (Geschichte der schweizerischen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert, Zch. 1938, S. 101 f.) ein erstes Mal die Summe zieht, «Rechenschaft gibt von den Forschungsergebnissen, das gesicherte Wissensgut klar umschreibt und unbefangen Recht und Unrecht verteilt».

[30] Roß an Bachofen: 24. März 1849. — Die Abschriften der Briefe aus dem Bachofen-Nachlaß und die Vermittlung der Erlaubnis zu deren partieller Publikation verdanken wir Dr. M. Burckhardt.

ofen am 17. Januar 1859 Ross seinen «Versuch über die Gräbersymbolik der Alten». Dieses erste mythendeutende Werk Bachofens ist «Herrn L. Ross, Professor in Halle, zugeeignet». Bachofen äußert sich in dem Begleitbriefe folgendermaßen:

«Die neuere Richtung der Altertumsforschung, insbesondere der Geschichtsbetrachtung, wie sie von einigen Flachköpfen zu augenblicklichem Siege hindurchgeführt worden, ist mir ein Greuel. Ich glaube, bei Ihnen eine mit der meinen übereinstimmende Überzeugung wahrgenommen zu haben. Der Freude über diese Begegnung wollte ich einen öffentlichen Ausdruck geben. — Die vorliegenden Arbeiten gehören nun zwar nicht dem Gebiete der Geschichte. Nichtsdestoweniger ist die in ihnen befolgte Auffassungsweise die gleiche, die ich aller Orts zur Anerkennung bringen möchte: nämlich die Bemühung um Verständnis als einzige und wahre Kritik. Nicht nach dem Resultat, sondern nach dem Streben möchte ich gerichtet werden».

In einer Rezension, die ein Jahr vor der Abfassung dieses Briefes in den Druck ging, hatte Bachofen die Formulierung gefunden: «Zweifeln ist unendlich viel leichter als Verstehen»; in einem Brief an Meyer-Ochsner von 1851 hatte er geschrieben: «Der Geschichtsforscher lauscht und erklärt, er meistert nicht und zerstört nicht»[31].

Wir schließen mit der Antwort von Ludwig Ross, die vom 2. Februar 1859 datiert ist. Wir glauben, dabei auf eine Kommentierung verzichten zu dürfen, da sich eine solche aus dem bisher Geäußerten leicht ergibt.

Ross schreibt:

«Ein paar Wochen anhaltender Schmerzen haben mich bis jetzt verhindert, Ihnen zu sagen, wie angenehm Sie mich durch die freundliche Zuneigung Ihrer letzten Schrift überrascht haben, und Ihnen meinen innigen Dank für eine Ehre abzustatten, welche verdient zu haben ich mir kaum schmeicheln darf. Denn unter vielem, was die Natur mir versagt hat, steht die Begabung zur Spekulation obenan, sodaß ich mir gestehen muß, daß ich Ihren Entwickelungen — so weit ich unter der Krankheit habe lesen können — kaum zu folgen vermag. Aber je fremder und unbeholfener ich mich auf dem Felde der Symbolik fühle, desto mehr habe ich mich daran gefreut, daß Sie eine Verwandtschaft unserer Geistesrichtungen auf

---

[31] J. J. Bachofen: Gesammelte Werke I, 1943, S. 449, 494.

dem Felde der Geschichte erkennen. Ich habe es öfter ausgesprochen, wie hoch ich Ihre und Ihres Herrn Kollegen Gerlach, dem ich mich bestens zu empfehlen bitte, gemeinschaftliches Verdienst um die Ehrenrettung der älteren römischen Geschichte schätze, und ich kann im Interesse der Wissenschaft nur wünschen, daß beide Herren einmal für gut finden möchten, aus der Fülle ihres Wissens das so leicht fortgerissene jüngere Publikum über die Bodenlosigkeit der Mommsen'schen Halluzinationen über die Vorgeschichte und die Königszeit Roms aufzuklären. Denn «crescit indulgens sibi dirus hydrops!»[32]. Und so leicht wird die Verirrung, in welche die deutsche Forschung über die ältere griechische und römische Geschichte geraten ist, nicht wieder auf den rechten Weg gelangen, wenn gerade die Besten schweigen und es ferner dulden, daß die großen Irrlichter Wolf und Niebuhr der Jugend vorleuchten.

Da haben Sie, verehrtester Herr, mein Glaubensbekenntnis, wie ich die Spanne Zeit und Kraft, die mir noch übrig ist, auszunützen suche».

Mit dieser Einbeziehung Bachofens sind wir an das Ende unserer Darlegungen gekommen. Die Zeitschrift für schweizerische Geschichte stellt sich gemeinhin die Aufgabe, historische Probleme, die die Forschungslage der Gegenwart stellt, zu lösen oder doch die quellenmäßigen Grundlagen bereitzustellen, die solchen Lösungen näher führen können. Eine ganz andere Aufgabe haben wir uns in dieser Skizze gestellt. Es wurde versucht, auf Grund dokumentarischer Grundlagen eine Einführung in die geschichtswissenschaftliche Problematik einer vergangenen Epoche zu geben, wie sie sich in Forscherpersönlichkeiten lebendig spiegelt, die mit tiefem Ernste um ihre Entwirrung gerungen haben.

---

[32] Horaz, Carm. II, 2, 13.